

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 28.

Freitag, 29. Januar

1932.

Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(Nachdruck verboten.)

(12. Fortsetzung.)

Sir Bringham machte ein sehr verwundertes Gesicht.
„Und was hat dieses Buch mit der Ermordung Mary Weels zu tun?“

„Wollen Eure Lordshaft die Aufmerksamkeit auf einen gewissen Punkt der Protokolle über die Vorgänge im Gefängnis in Dartmoor lenken. Aus diesen Protokollen geht hervor, daß die Justizverwaltung Herrn Professor Grunt Erlaubnis erteilte, zwecks wichtiger Kopfmessungen zwei englische Zuchthäuser, nämlich Reading und Dartmoor, zu besuchen!“

„Das ist unserer Aufmerksamkeit nicht entgangen, Herr Zeuge!“

„Nein, Eure Lordshaft, denn es stand in den Protokollen! Aber es ist bis heute niemandem aufgefallen, daß in dem Werke Professor Grunts nirgends eine Zeile, nirgends ein Bild, nirgends auch nur eine Erwähnung eines Sträflingskopfes vorkommt!“

Sir Bringham dachte einen Augenblick nach.

„Von meinen Schlüssen später, Eure Lordshaft. Immerhin bitte ich, es als Tatsache zu merken, daß Professor Grunt in Dartmoor neun Gefangene stundenlang untersuchte, die Gefahren eines Verkehrs mit Mörtern und Totschlägern nicht scheute, jedoch von all den erst als notwendig hingestellten Messungen keinen Gebrauch mache.“

Sir Bringham sah, daß ein Richter zu seiner Linken sprechen wollte. Er machte eine zum Reden einladende Geste.

„Wollen Sie hier durch diese logische Feststellung den Verdacht erwecken, Professor Grunt sei ein Mörder?“

Wilton lächelte ein sehr trauriges Lächeln.

„Nein, ich erkläre laut und öffentlich, daß ich Professor Grunt für einen wundervollen Gentleman halte!“

„Welche logischen Folgerungen sind der Polizei außerdem entgangen, zumindest Ihrer Meinung nach, Herr Zeuge?“

„Es ist keinem der Polizisten aufgefallen, daß Bill Haskin bei seiner Entlassung aus Dartmoor keinen Verband am Fuß trug, am Abend desselben Tages aber bereits einen Verband haben mußte!“

„Sie halten es für unmöglich, daß der Mann sich in der Zeit zwischen Entlassung und Überfall in der Oper eine Verleihung zugezogen hat?“

„Das halte ich für durchaus möglich, Eure Lordshaft, aber dann tate ich etwas, was die Polizei nicht getan hat. Ich versuchte herauszufinden, woher der Mann Verbandsstoff und Tod genommen hat!“

Sir Bringham blätterte verwirrt in den Akten.

„Darüber steht nichts drin, Eure Lordshaft. Ich weiß es genau! Und noch etwas Wichtiges wurde nicht erfasst! Das Vorleben des Angeklagten Bill Haskin!“

„Das ist mir unverständlich, Herr Zeuge! Halten Sie einen Totschläger für fähig, einen Mord zu begehen?“

„Nicht nur einen Totschläger, sondern auch einen Minister des britischen Reiches! Das ist es nicht! Aber das Vorleben Bill Haskins interessierte mich auch erst, nachdem ich etwas tat, was die Polizei zu tun auch ver-

gessen hat. Ich beobachtete den Angeklagten, wenn er allein in der Zelle war. Ich erbettelte mir die Bewilligung des Justizministers dazu. Ich bohrte aus einer Nebenzelle ein kleines Loch und verbrachte stundenlang damit, Bill Haskin anzuschauen. Polizisten und Aufseher lachten mich aus und hielten mich für einen Narren. Aber ich kam auf etwas, was der Kernpunkt der ganzen Mordsache ist . . .“

Bill Haskin hatte sich langsam erhoben und schaute Eddy Wilton voller Schrecken an.

„Schweigen!“ schrie er plötzlich, „um Gotteswillen, schweigen Sie . . .“

„Abführen!“ ordnete Sir Bringham an. „Herr Zeuge, seien Sie Ihre Ausführungen fort!“

„Ich entdeckte, daß Bill Haskin nur beim Herannahen von Aufsehern oder Polizisten böse Gesichter schnitt. Ich stellte fest, daß Bill Haskin, wenn er allein war, ruhig und sanft blieb, daß sein Blick ohne Nervosität war, seine Hände nicht zitterten und sein Gang normal und gleichmäßig schien . . .“

„Ihre Folgerung, Herr Wilton?“

„Meine Folgerung: Bill Haskin spielte Theater, Bill Haskin stellte den Mörder dar. Er bekam Krämpfe, wenn jemand kam, brüllte, wenn er sich beobachtet wußte, drohte, wenn Schritte erklangen, und stufte seine Wutausfälle geradezu nach dem Rang seiner Besucher ab!“

Unter den Richtern und im Zuschauerraum erwachten Eddy Wiltons klar und hell gesprochene Sätze unerhörtes Staunen.

„Und was brachten Ihre Nachforschungen über Haskins Lebenslauf in Erfahrung?“

Eddy Wilton sah die Gespantheit aller Gesichter und fühlte brennende Blicke an seinem Munde hängen.

Karriere.

Bill Haskins Geschichte?

Er ist der Sohn eines Lederhändlers in Uxbridge. Stammt aus guten Verhältnissen. Er sollte dereinst das Geschäft seines Vaters übernehmen. Aber er hatte einmal durch Zufall eine Schauspielertruppe gehört. Die Lust, Schauspieler zu werden, wurde übermächtig in ihm. Er ging zu Hause durch und schlug sich mit einer Gauleitergesellschaft durch. Der Zufall wollte es gut mit ihm. In London kam er im Royal Surrey Theater in Blackfriars Road als besserer Statist unter. Er muß Talent gehabt haben. Eines Tages war er der Star des Theaters.

Da sah ihn Edward Terry; ihm gefiel der Bursche, und er holte ihn sich. Er machte etwas aus ihm. Gab ihm ernste Rollen, und siehe da, der Posseireiher Haskin wurde Bill Durward, der Schauspieler . . .“

Aus den Reihen der englischen Journalisten klang ein unterdrückter Ruf des Erstaunens.

Er war Durward. Dann kam der Krieg. Ihn hielt es nicht daheim. Er kämpfte in Belgien. War drei Jahre lang an der Front und lernte hier, was ihm früher nichts bedeutet hatte. Er lernte trinken.

Als Durward zurückkam, verdarb ihm der Alkohol seine Karriere. Er vertrank seine Zukunft. Als er fünfunddreißig war, starb sein Vater. Das Erbe vertrank er.

Und eines Tages stand er auf der Straße und kam immer mehr herunter.

Zuletzt war er Ausrufer einer Jahrmarktsbude in Stratford. Hier stand er eines Tages auf einem erhöhten Brettergestell, als er Terry mit einer ehemaligen Kollegin vorbeigehen sah. Das gab ihm den Rest.

Als er an diesem Abend in der Kneipe gehängt wurde, zerschlug er im Zorn eine Flasche am Kopf des Beleidigers. Das bedeutete Totschlag und drei Jahre Dartmoor . . .

Sir Bringham unterbrach Eddys Redepause erst nach langen Sekunden.

„Sie fanden also heraus, daß Bill Haskin oder der Schauspieler Durward in der Zelle saß und die Rolle eines Mörders spielte. Wodurch können Sie diese Behauptung unter Beweis stellen?“

Eddy griff in die Rocktasche.

„Eure Lordshaft haben meine Feststellung vernommen, daß Haskin als Durward in Terrys Theater ernste Rollen spielte. Ich ließ mich mit einigen Schauspielern von Terry bekanntmachen und erfuhr nach kurzer Zeit, in welchen Rollen Durward seinerzeit aufgetreten war. Und als man mir die Stütze beschrieb, erschrak ich fast zu Tode, als man mir erzählte, daß er in einem alten, vergessenen Stück von Gay einen Wahnsinnigen gespielt hat. Ich verschaffte mir das Textbuch des Schauspiels „The arms“.“

Eddy entfaltete das Buch.

„ . . . ich werde nur eine kurze Stelle vorlesen müssen, um Eure Lordshaft von der unumstößlichen Richtigkeit meiner Behauptung zu überzeugen . . . hier, Seite 23, Gerichtsszene:“

„ . . . macht es kurz, ihr Narren . . . ohne lange Girlesanzen, nicht viel Gefrage! . . . du Richter, alter Rotkopf, weißgepudert! Mußt selbst bald sterben, mengst dich doch in fremde Tode . . .“

Furchtbare Erschütterung bemächtigte sich der Richter.

Sir Bringham unterbrach:

„Herr Zeuge, haben Sie die Güte, das Buch eine Minute lang dem Gerichtshof zur Einsicht zu überlassen!“

„Gern,“ sagte Eddy, „hier, Eure Lordshaft, dem Gerichtshof zur Einsicht!“

Er trat an den Tisch des Lord-Oberrichters heran und reichte ihm das Textbuch.

Nach der benötigten Pause meldete sich ein Richter:

„Sie fanden noch andere Stellen, Herr Zeuge?“

„Ja! Die größte Zahl der dunklen Drohungen Bill Haskins sind aus dieser Rolle herübergenommen und sinngerecht geändert worden. Ich darf sagen: er hat seine Rolle meisterhaft gespielt.“

„Und jetzt,“ sagte Sir Bringham mit vor Aufregung flüsternder Stimme, „jetzt, lieber, junger Freund, entwickeln Sie uns Ihre Theorie des tatsächlichen Mordvorganges . . .!“

Bevor Eddy weitersprach, nahm einer der Beisitzer das Wort.

„Eine Frage von unerhörter Wichtigkeit. Weiß der Herr Zeuge bereits, wer Mary Weel ermordet hat?“

„Ich weiß, wer der Gesuchte ist!“ antwortete Eddy mit fester Stimme.

*

Ein merkwürdiger Termin.

„Und die Nägel der Fingerabdrücke, des Verbands, der scheinbar durch die Luft flog?“

Ein Beisitzer hatte es gefragt.

„Die Fingerabdrücke Bill Haskins zaubere ich, wohin Sie wollen, meine Herren!“ rief Eddy und zog aus seiner rechten Rocktasche ein Paar Gummihandschuhe.

„Auf diesen Handschuhen sind die Fingerabdrücke Bill Haskins. Ein einfaches Verfahren!“

„Von wem haben Sie die Handschuhe?“ fragte Sir Bringham in höchster Erregung.

„Vom Gesuchten, Eure Lordshaft! Aber um zur Logik zurückzukehren: die besten Köpfe Englands waren eher

bereit anzunehmen, ein Mörder sei gespensterhaft durch die Luft gesauscht wie ein Schemen, als zu vermuten, daß die Fingerabdrücke einfach künstlich hergestellt sind!“

Sir Bringham sagte entschuldigend zu Eddy:

„Sie rächen sich nun wegen meiner hochmütigen Worte zu Beginn der Zeugenvernehmung! Sie haben Recht, es zu tun!“

„Nein, Eure Lordshaft, ich will nur Zeit gewinnen, denn ich erwarte eine Depesche . . .“

Sir Bringham dachte ein wenig nach, dann sagte er mit einer kleinen Verbeugung:

„Wenn Sie wünschen, unterbreche ich die Verhandlung. Wann darf Ihr Mund sprechen?“

„Wenn ein anderer Mund schweigt . . .“ gab Eddy leise und traurig zurück.

Ein Kongreß in Stockholm.

Am selben Tag fand in Stockholm der große medizinische Kongreß des Jahres statt.

Auf der Tagesordnung stand der von den Gelehrten mit Spannung erwartete Vortrag des Professors Tringworth, London, über die neue Theorie Professor Grunts.

Der Vortrag Tringworths war zu Ende geführt und die Versammlung ging in die Debatte ein.

Die Kritik des Gruntschen Werkes war einstimmige Begeisterung.

Der ehrwürdige Rektor der Stockholmer Universität, Professor Axel Jerfalla, erhob sich zum Schlusswort und fasste sein Lob kurz in die Worte:

„Vielleicht haben wir in Henry Grunt den Nobelpreisträger dieses Jahres gefunden!“

Nach dieser Versammlung gab Professor Tringworth zwei Depeschen auf.

Der Prince of Wales stellt eine Frage.

Eben wollte der Lord-Oberrichter die Unterbrechung der Verhandlung verkünden, als ein Gerichtsdienner eintrat. Er ging zum Tisch des Präsidenten und flüsterte ihm etwas zu. In der Hand hielt er ein verschlossenes Blankett.

„Herr Wilton, eine Depesche für Sie!“

Eddy stürzte auf den Diener und nahm ihm das Blatt aus der Hand. Er riß es auf und las in sieberhafter Eile. Dann sagte er:

„Eure Lordshaft, ich bin zur Aussage bereit.“

Die Spannung im Auditorium war so gewaltig, daß der Großteil der Zuhörer von den Sitzen aufgesprungen war.

Unter den Protokollen der Polizei befindet sich auch der Bericht einer telephonischen Einvernahme Professor Grunts durch Oberinspektor Tudor.“

Professor Grunt war angeblich zu seiner Erholung, in Wirklichkeit aber, um ungestört an seinem Werk arbeiten zu können, zu Professor Sinclairs Familie nach Amersham gereist. Von dort aus sprach er mit Tudor. Am Ende dieses Gesprächs gebrauchte Professor Grunt folgende Worte:

„Ich habe die feste Überzeugung, daß ich bald sterben muß, und zwar von derselben Hand, die Mary tötete . . .“

Ich halte soeben eine Nachricht in der Hand, die gleichbedeutend mit der Meldung ist, daß Professor Grunt sich in diesem Augenblick nicht mehr unter den Lebenden befindet. Er starb eines gewaltsamen Todes . . .“

„Von wessen Hand?“

Die fragende Stimme gehörte Englands Thronerben, dem Prinzen von Wales.

„Von der eigenen, königliche Hoheit!“ erwiderte Eddy Wilton.

(Schluß folgt.)

Die Millionenerbschaft.

Skizze von Klaus Hardenberg.

Er war ein alter Mann und stand an der Ecke der Kleist- und Bülowstraße. Mit blaugefrorenen Händen bot er seine Zeitungen feil. Doch die Leute ließen im hastigen Treiben der Weltstadt an ihm vorbei. Denn seine Stimme war dünn und zitterig, und er wußte seine Zeitungen nicht so auszurufen wie andere Verkäufer.

Mehr aus Mitleid kaufte Jürgen Peters dem Alten eines Abends ein illustriertes Blatt ab. Der zitternde Dank war wie ein Hilferuf zugleich, und deshalb gewöhnte Jürgen Peters sich an, nie ohne einen kleinen Kauf an dem alten Zeitungsmann vorüberzugehen. Eine summe Freundschaft entwidete sich zwischen den beiden.

Eines Tages wartete Jürgen auf die Straßenbahn. Er stand neben dem alten Zeitungsverkäufer und wechselte ein paar Worte mit ihm. Natürlich sprach er vom schlechten Wetter, vom kalten Wind, der durch die Straßen fegte: „Ich wünschte Ihnen von Herzen, Sie brauchten hier nicht mehr zu stehen.“

Da war der Alte förmlich ausgetaut: „Danke, danke! Ich hoffe, ich werde es auch nicht mehr nötig haben. Denn mir steht“ — er beugte sich vor, und seine Greisenstimme sank zu vertraulichem Flüstern — „eine große Erbschaft bevor. Eine Millionenerbschaft! Ja, da staunen Sie!“ Die Straßenbahn kam, und Jürgen Peters hatte nicht Zeit, noch länger mit dem Alten zu sprechen.

Er dachte aber in den nächsten Tagen verschiedentlich an die Millionenerbschaft des alten Zeitungsverkäufers. Er glaubte nicht daran. Aber er wollte doch versuchen, etwas Näheres zu erfahren, und als er das nächste Mal wieder an seinem Bekannten vorüberkam, lud er ihn zu einem kleinen Imbiß in einer billigen Schenke ein: „Sie haben schon lange genug gestorben, und Sie sehen nicht aus, als hätten Sie heute schon etwas Warmes in den Leib bekommen.“

Der Alte sah ihn erstaunt an. „Nein, nein“, stammelte er dann. „Sie haben recht. Ich konnte es nicht. Ich hatte kein Geld.“ Dann folgte er Jürgen Peters mit der verlegenen Miene des verschämten Armen.

Doch in der warmen Wirtshausecke verlor er bald alle Besangenheit. Er aß langsam, als wollte er den ungewohnten Genuss recht ausköstnen.

Endlich legte er Messer und Gabel bei Seite. Er bat um Entschuldigung, daß er so ins Essen vertieft gewesen sei und seinen Galtgeber fast vergessen habe: „Es kommt ja so selten vor, daß ich mich satt essen kann. Aber“ — sein Körper straffte sich unwillkürlich ein wenig — „aber es wird nicht mehr lange dauern, dann kann ich mir so ein Essen jeden Tag leisten. Dann werde ich auch in der Lage sein, Ihnen meinen Dank abzustatten.“

„Sie meinen die Millionenerbschaft, die Sie erhoffen?“ „Erhoffen? Nein, Herr, erhoffen ist nicht der richtige Ausdruck. Ich weiß, daß ich die Erbschaft machen werde. Ich weiß es ganz genau. Es kann ja gar nicht anders sein. Seit zehn Jahren lebe ich ja nur noch dieser Erbschaft wegen. Sie glauben noch nicht recht daran? Hören Sie zu! Schon im Vaterhaus war die Rede davon. Ein Großvater hatte drüben in Holländisch-Indien eine Pflanzung gehabt. Er starb vor rund hundert Jahren ohne Kinder. Der Staat nahm das Erbe. Die Verwandten, die erst Jahre später davon erfuhren, forderten es. Mein Großvater hatte kein Geld zum Prozeßführen, und als er gestorben war, verbliebte in der Familie die Erinnerung an das Erbe. Dann und wann wurde noch davon gesprochen, aber es war mehr zur Sage geworden. Ich träumte als Junge davon, was ich mit dem Gelde anfangen würde, wenn es einmal zu uns käme.“

Später hatte ich keine Zeit mehr zu langem Träumen, weil ich arbeiten, schwer arbeiten mußte. Ich habe es in meinem Leben nie gut gehabt und mich immer nur zur Not durchschlagen können. Vor zehn Jahren hatte ich es soweit gebracht, daß ich auslief.

Da erhielt ich einen Brief von einem Holländer. Der Mann schrieb, er sei als Justizinspektor auf eine alte Alte gestoßen, die sich mit der Erbschaft des auf Java verstorbenen Pflanzers Kauert beschäftigte. Er habe daraus erfahren, daß Erben einmal Ansprüche erhoben, doch nicht durchgesuchten hatten. Ein neuer Prozeß würde aber ohne jeden Zweifel zum Sieg führen.

Ich fuhr hin, sprach mit dem Mann. Die Alte war da. Ich las sie. Er wollte den Prozeß für mich führen. Er sagte, die Entscheidung würde lange auf sich warten lassen, denn der Staat werde sich sträuben, die angesammelten Millionen herauszurütteln.

Herr, ich weiß, ich werde diesen Prozeß gewinnen. Es tut mir nicht leid, daß ich zehn Jahre gedacht habe, um den Prozeß führen zu können, daß ich mein Geschäft verlor, weil ich immer an die Erbschaft denken mußte. Für das alles

werde ich bald entschädigt. Wenn ich erst Millionär bin, mehrfacher Millionär, dann . . .“

Er erzählte lange, was er dann anfangen wollte. Er tat Jürgen Peters leid. Und doch mußte der Alte glücklich sein in diesem Glauben.

Deshalb machte sich Jürgen Peters beinahe Vorwürfe, als er eines Tages einen Anwalt beauftragte, die Richtigkeit der Angaben dieses holländischen Justizinspektors nachzuprüfen. Ihn ging ja die Sache eigentlich nichts an. Aber aus irgend einem, ihm selbst nicht ganz klaren Gefühl heraus mochte er den Auftrag nicht rüggängig machen.

Zwei, drei Wochen später vermißte er den alten Zeitungsverkäufer. Er wandte sich an den Schuhmann an der Ecke: „Wissen Sie nicht, wo er ist?“

„Doch. Gestern wurde er überfahren und ins Quisenstift gebracht. Es soll schlecht um ihn stehen.“

Die Schwester im Krankenhaus sagte Jürgen Peters das gleiche: „Er wird nicht mehr lange leben. Aber wenn Sie ihn noch einmal sehen wollen . . . Sie sind der Einzige, der sich nach ihm erkundigt hat.“

Der Alte erkannte Jürgen Peters sofort. Er lag mit blutlosem Gesicht in den Kissen und versuchte doch zu lächeln: „Ich habe Pech gehabt. Aber der Arzt sagt, ich werde durchkommen. Und dann . . . dann bin ich ja auch Millionär“. Er phantasierte eben schon ein wenig. Er sprach von allem, was er sich noch gönnen wollte, was er vom Leben und von seinen Millionen erhoffte.

In der Nacht starb er. Sein Gesicht war das eines glücklich Träumenden.

Jürgen Peters folgte als einziger seinem Sarg. Er trug in seiner Tasche einen Brief, der eben bei ihm eingetroffen war. Darin schrieb ihm sein Anwalt, der Holländer sei ein Betrüger, die Erbschaft ein Märchen.

Und doch hatte sie einen Menschen glücklich gemacht.

Muß die Katze die Maus fressen?

Neue Untersuchungen über den tierischen Instinkt.

Von Hans Ernst Gehrlé.

Seit jeher gilt die Katze ganz allgemein als die Erbfeindin des Geschlechtes der Ratten und Mäuse, die zu verfolgen, wie man annimmt, ein ihr innerwohnender Urtrieb sie antreibt. Immerhin sind in wissenschaftlichen Kreisen auch wiederholt Ansichten laut geworden, daß das Bestehen eines derartigen Instinkts leugnen, die Mordlust der Katze vielmehr auf äußere Einflüsse verschiedenster Art zurückzuführen. Man hat schon früher die Frage auf experimentellem Wege zu lösen versucht, den außschlußreichsten Beitrag zu dieser Frage hat indessen kürzlich ein chinesischer Gelehrter, Dr. Sing Yang Kuo vom Psychologischen Laboratorium in Hangchau, durch eine Reihe von Versuchen geliefert, deren Ergebnis auch einen weiteren Kreis interessierten dürfte.

Frühere Versuche hatten mit Sicherheit gezeigt, daß junge Ratten ohne jede vorherige Anleitung unter Umständen von sich aus wilde Ratten und Mäuse töten, daß zahme weiße Mäuse indessen unbefähigt gelassen werden, während eine Anzahl Tiere nicht von sich aus zum Fangen der Räuber kommt. Dr. Sing ist nun der Frage nachgegangen, wie junge Ratten, die unter verschiedenen äußeren Bedingungen großgezogen wurden, auf Ratten reagieren.

Der chinesische Gelehrte teilte seine Versuchstiere in sieben Klassen ein und untersuchte: 1. Ratten, die allein für sich aufgezogen wurden; 2. solche, die bei der Mutter blieben, der man ab und zu eine Ratte vorwarf; 3. Ratten, die bis zum Alter von vier Monaten mit Ratten in einem Käfig zusammen aufwuchsen; 4. Tiere, die teils vegetarische, teils Fleischnahrung erhielten; 5. den Einfluß des Hungers auf die Neigung, Ratten zu töten; 6. welche Ratten und Mäuse die Ratten bevorzugten; und endlich 7., ob man die Ratten dazu bringen kann, Ratten oder Mäuse, unter normalen Verhältnissen ihre Beute, zu fürchten. Um die individuellen Unterschiede auszuschalten, wurden die Versuche mit einer großen Zahl von Tieren durchgeführt.

Unter den mannigfaltigen Ergebnissen der Untersuchungen des chinesischen Gelehrten seien im folgenden nur die bemerkenswertesten kurz geschildert.

Von den in „Einzelhaft“ groß gewordenen Ratten töteten noch nicht einmal 45 v. H. Ratten, ohne vorher dazu angelernt zu sein. Demgegenüber legten alle Tiere die Neigung dazu an den Tag, die zur Gruppe 2 gehörten, also mit ihrer Mutter aufgewachsen waren, die gelegentlich Ratten tötete. Und zwar töteten sie mit Vorliebe die gleiche Art Ratten oder Mäuse, die sie ein Opfer ihrer Mutter hatten werden sehen, wenngleich einzelne auch keine Unterschiede machten. Außerordentlich bemerkenswert ist das Verhalten der Ratten, die mit Ratten oder Mäusen zusammen aufwuchsen. In keinem einzigen Falle wurde beobachtet, daß ein solches Versuchstier den fremdartigen Rest

genossen anfiel, obwohl drei der 18 Versuchstiere dieser Gruppe andere Ratten oder Mäuse angriffen und töteten. Selbst wenn diese an die Räger gewöhnten Rähen andere Artgenossen Ratten oder Mäuse töten sahen, ließen sie sich nicht bewegen, das Beispiel nachzuahmen. Ganz anders verhielten sich die Angehörigen der ersten Gruppe, die von sich aus den Ratten nichts taten, sie aber fingen und töteten, sobald andere Rähen ihnen gezeigt hatten, „wie's gemacht wird“. Vegetarische Ernährung erwies sich als ohne Einfluss auf die Neigung zum Töten von Ratten, wohl aber pflegten so gefütterte Tiere ihr Opfer nicht zu fressen. Hunger von 12 bis 24 Stunden übte keine sichtbare Wirkung auf das Verhalten der Versuchstiere gegenüber den Ratten aus. Dr. Sing fand schließlich, daß Rähen durch Dressur dahin gebracht werden können, vor Ratten oder Mäusen zu flüchten.

Aus den geschilderten Ergebnissen folgt zunächst die außerordentliche Verschiedenheit des Verhaltens von Rähen gegenüber Ratten und Mäusen. Dies ist dem Zusammenwirken mehrerer fundamentaler Reaktionen zuzuschreiben, die der Rähe von Natur gegenüber kleinen Tieren eignen. Neben der individuellen Veranlagung ist diese vielseitige Anlage der Grund für den großen Einfluß der Umgebung der jungen Tiere.

Junge Rähen können lernen, ihre sogenannten Todfeinde, Ratten und Mäuse, zu töten oder sie zu fürchten, mit ihnen zu spielen, Freundschaft zu schließen oder auch sich gegenüber völlig gleichgültig zu verhalten. Vor allem die zuweilen recht enge Freundschaft zwischen Rähe und Maus ist recht merkwürdig. Man kennt zwar ähnliche Beziehungen zwischen Rähen und Hunden oder Rähen und Vögeln, hat diese aber bisher allgemein als das Ergebnis von Dressur angelehnt. Die Sing'schen Untersuchungen dienen Veranlassung geben, auch jene Frage einer Nachprüfung zu unterziehen.

Niezhlik sagt einmal: „Wir können nur eine Welt verstehen, die wir selbst geschaffen haben.“ Das Wort gilt in höherem Maße als für den Menschen noch für das Tier. Dieses und seine Umgebung kommen nicht plötzlich mit einander in Berührung, sondern jenes formt sich im allmählichen Aufwachsen seine Welt. Deren Merkmale werden durch die eigenen Handlungen des Tieres gestaltet, und alle Lebensbedingungen tragen zur Entwicklung der später auftretenden Handlungen bei. Das zeigen aufs deutlichste die Untersuchungen Dr. Sing Yang Kuos, die hoffentlich noch eine weitere Vertiefung finden werden, damit die Frage des tierischen Instinkts immer mehr ihres geheimnisvollen Schleiers entkleidet wird.

Neue Bücher

* Ernst Kraatzmann: „Das Lächeln des Magisters Anselmus“ (oder „Das Leben des Meierat Maurenbrecher aus Dinkelsbühl“). 50. Tausend. (Verlag Adolf Luser, Wien V.) Ein ergreifendes Kunstwerk. Es gehört zu den Büchern, die lebenslang nicht vergessen werden können, mit solcher Erhabenheit packt uns darin das Verhängnis einer großen Liebe an, die rein über Sünden und Gräber geht. Meierat Maurenbrecher, der junge ungelehrte Kaufmannssohn, der auf dem ihm vererbten Boden gläubiger Rechtschaffenheit so fest und sicher zu gehen meinte, daß ihn bezüglich seines Weges keine Zweifel anwandeln konnten, empfing ebenso unvorbereitet, wie einer vom Blitz getroffen wird, das Wunder einer Liebe. Ernst Kraatzmann läßt seine Dichtung vor zweihundert Jahren (zu Goethes Zeiten) spielen und hat die Lebensbeichte eines Großvaters für seinen Enkel mit dem Mantel der Kulturhistorie umgeben. Trotzdem ist es schwer, von diesem Buch als einem Roman zu sprechen, denn der Geisteskampf der ganzen Menschheit lebt darin. Die ganze Qual ihrer ungelösten Rätsel, die selbst der Genius eines Goethe und Immanuel Kant nicht zu lösen vermochte. Alle Weisheit und Schönheit, die sie über die Welt ergossen, mußte vor dem Unbeweisbaren halt machen, und selbst ihre Wahtheit reichte nicht bis an das Dasein Gottes heran. Also bleibt es das einzige Erklären, mit dem Meierat Maurenbrecher sein Leben schließt, daß es nichts als eine lange Wanderung nach jenem Lächeln gewesen, wenn ihm auch vor unzähligen anderen der Segen zuteil geworden war, daß er wahrhaft gelebt hatte, weil er eine große Liebe besaß.

* G. Löwel: „Der tödliche Sommer“. Ein Buch von Liebe, Tod und Leben. (Gründberg-Verlag G. m. b. H., Berlin.) Dieses Buch, das in vier großen Erzählungen von den uralten und doch immerwährenden neuen Dingen dieser Welt, von Liebe, Tod und Leben handelt, gleicht, symbolisch gesehen, in seinen vier Stücken dem Ablauf des ewigen Jahres. Wie der Frühling mit seinen geheimnisvollen und gärenden Kräften sich zu verabschiedendem Duft entfaltet, während die

Frostnacht über ihn droht, wie im Sommer die erste süße Frucht reift und zu Boden stürzt, ehe sie gepflückt wird, wie im Herbst die Jagd einsetzt und das Opfer fordert, wie im Winter der Schnee alles Leben zudeckt, um sich in der wachsenden Sonne wieder zu belebendem Wasser zu wandeln, so folgt in diesem Buch auch der Kreislauf des menschlichen Lebens demselben Gesetz. Das von dunkler, unwiderstehlicher Gewalt getriebene Herz des empfindsamen Mädchens, der Umweg des Jünglings durch die abgrundige, mit Masten versehene Welt, das tragische Erlebnis des sorgenden Vaters, sie alle sind mit der selben Eindringlichkeit geschildert wie der Zauber einer Mondnacht, wie die abgeschiedene Stille in Wald und Tal, aber auch wie der panische Schrecken, der in einer tödlichen Lawine zu Tal braust. Stets sind Natur und Mensch, Ding und Symbol zu einer starken Einheit verbunden.

* B. Travener: „Die Baumwollpflücker“ Roman. (Universitas, Deutsche Verlags-AG., Berlin W. 50.) Jedes neue Werk dieses merkwürdigen Mannes ist eine neue Überraschung. Es zeigt seine ungewöhnliche Vielesseitigkeit und beweist damit, daß wir es nicht mit einem geschickten Spezialisten, sondern tatsächlich mit einem der größten Gestalter zu tun haben, über die das deutsche Schrifttum heute verfügt. Nach der wichtig-pathetischen Anklage des „Totenschiff“ und der meisterhaften Gegenüberstellung der amerikanischen Großindustrie und des mexikanischen Landlebens in der „Weißen Rose“ bringt der neue Roman „Die Baumwollpflücker“ die einfache Geschichte eines amerikanischen Arbeiters, der in Mexiko von den Farmen zur Stadt, aus den Städten über Land zieht und jede Arbeitsmöglichkeit ergriffen, die sich ihm bietet. Er ist Baumwollpflücker, Bäder, Kellner, Viehtriebler; Bagabund und organisierter Arbeiter zugleich. Diese Abenteuer, ein Niederdruck von Travens eigenem Erleben, sind wieder durchdrungen von seinem sozialen Menschlichkeitsgefühl, getragen von seiner Kenntnis Mexikos; zugleich aber ist dieses Buch ein ungewöhnlich stimmungsvolles, manchmal fast lyrisches Werk; und der eigentümliche Humor Travens, der auch diesen Roman wieder durchleuchtet, macht ihn zu einem hinreichenden Epos der Lebensfreude.

* „Das Haus an der Clevet Heerstraße“ Roman von Gisela Dunfer-Bed. (Im Verlag „Das Bergland-Buch“, Deutsche Vereins-Druckerei AG., Graß.) Schuld und Sühne sind das Thema dieses eigenartigen, in schöner kraftvoller Sprache geschriebenen Buches. Es erzählt von einem niederdeutschen Bauerngeschlecht. Unrecht erworbenes Gut gedeiht, aber es bringt den Menschen keinen Segen. Gisela Dunfer-Bed versteht es ausgezeichnet, die Gestalten ihres Buches lebendig zu machen. In scharfen Umrissen zeichnet sie die Charaktere und entwirft ein grandioses Bild menschlicher Leidenschaften, die stärker als die Verwünschung eines Sterbenden das Los eines einzelnen bestimmen. Bewunderungswert wie die Gestaltungskraft der Verfasserin, ist die Einheitlichkeit und die Klarheit, mit der sie die Vielfalt der Geschehnisse zu einem geschlossenen Ganzen führt.

* Karl Lütge: „Einer aus der Rotte“ Roman. (Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig.) Jann will vorwärtskommen, hat das Leben eines Straßenarbeiters seit. Er springt auf den Expresszug Athen-Budapest-Berlin. Und da beginnt plötzlich ein neues Leben für ihn. Ein ruheloses Leben voller Abenteuer und Gefahren, das er wider Willen erlebt, das Lütge so fesselnd und anschaulich zu schildern weiß, daß es den Leser in den Bann der Lektüre bis zur letzten Seite zieht.

* Arnold Zweig: „Junge Frau von 1914“ Roman. Erster Band der Grischa-Tetralogie. (Verlag Kiepenheuer, Berlin.) Nach den schweren Schatten des „Sergeanten Grischa“ enthüllt sich Arnold Zweigs neues Buch „Junge Frau von 1914“ als das Triumphlied des siegenden Lebens, dem die Mächte der Zerstörung schließlich nichts anhaben können. Und während ihr Freund und späterer Gatte, Werner Berlin, seinem Kriegsdienst folgt, muß die Heldin durch alle Tiefen eines Frauenschicksals schleiten; nichts wird ihr erspart, was liebende Frauen leiden können. Eine Liebesgeschichte von Jugendbündnis, Not und Ehe.

* „Rechne richtig!“ Zum Selbstunterricht. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Scherning. (Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Das vorliegende Bändchen aus der Sammlung „Hilf dir selbst“ enthält eine kurze aber gründliche Darstellung der Regeln für das Rechnen mit unbekannten und benannten Zahlen, gemeinen und Dezimalbrüchen. Der Verfasser hat auf Grund langjähriger praktischer Unterrichtserfahrung alles in leicht verständlicher Weise dargestellt.